

Vorwort

„Interessant. Aber warum ausgerechnet die Bundeswehr?!“ Das waren häufige Reaktionen von Freunden und Bekannten, wenn ich vom Thema meiner Doktorarbeit erzählte. Eher befremdlich wirkte es auf die meisten, dass sich ausgerechnet eine Frau, aufgewachsen ohne jegliche Berührungspunkte mit der Bundeswehr, für diese Organisation interessiert. Keiner in meinem näheren Umfeld, das man vermutlich als anti-autoritär und pazifistisch beschreiben würden, hat gedient. Eltern und Freunde nahmen mich mit auf Anti-Atomkraft-Demos und zu Ostermärschen. Kasernenhöfe betrat ich dagegen in meiner Jugend erst nach deren Schließung, als der ehemalige Truppenstandort meiner Heimatstadt eine Umnutzung als Diskothek erfuhr.

Die erste Berührung mit den Individuen einer Armee und der Militärsoziologie fand daher eher zufällig statt und ergab sich nicht zwingend aus meiner bisherigen Forscherbiographie: Von 2007 bis 2008 unterstützte ich als studentische Hilfskraft das Projekt „Das Bild vom demokratischen Soldaten: Spannungen zwischen der Streitkräfteorganisation und den Grundsätzen der Demokratie im europäischen Vergleich“ an der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) (HSFK 2010). Dort befragte ich während eines Feldforschungsaufenthalts mehrere Wochen lang Schweizer Soldaten unterschiedlicher Dienstgrade und beobachtete teilnehmend deren Ausbildungseinheiten. Mein Bild von Europäischen Armeen bröckelte; viele der Begegnungen und Interviews beeindruckten mich nachhaltig. Mein Interesse für die Militärsoziologie war geweckt, rückte jedoch in den folgenden Jahren wieder in den Hintergrund. Denn mein Forschungsschwerpunkt entwickelte sich in eine – vermeintlich – andere Richtung: Zivilgesellschaft und bürgerschaftliches Engagement sind seit einigen Jahren die zentralen Themen meiner Forschungsprojekte. Nach der überraschenden Aussetzung der Wehrpflicht 2011 untersuchte ich an der Hertie School of Governance intensiv den „Nebeneffekt“ dieser Reform, nämlich das Ende des Zivildienstes und die Einführung des Bundesfreiwilligendienstes (BFD). Bereits bei den ersten Medienanalysen fiel mir auf, dass der Wegfall der Wehrpflicht eine deutlich untergeordnete Rolle in der öffentlichen Debatte spielte und spielt. Was der Paradigmenwechsel vom Pflichtdienst zur Freiwilligkeit für die Bundeswehr, einen der größten Arbeitgeber in Deutschland, bedeutet, wird vor allem unter den wenigen Militärsoziologen in Deutschland diskutiert, ohne jedoch über diesen kleinen Expertenkreis hinaus Beachtung zu finden. Diese Forschungslücke erkennend, beschloss ich, auf meine ersten militärsoziologischen Erfahrungen zurückzugreifen: So war es für mich ein logischer Schritt, die jungen Men-

schen, die sich für einen Freiwilligen Wehrdienst (FWD) entscheiden, zum Gegenstand meiner Dissertation zu machen und mich in diesen Experimentierraum zu begeben. Denn nicht nur war für mich die Bundeswehr als Institution Neuland, als ich im Herbst 2011 mit der Konzeption des Forschungsvorhabens begann, sondern ich näherte mich einem Forschungsgegenstand – dem Freiwilligen Wehrdienst – an, der selbst noch im Entstehungs- und Wandlungsprozess ist.

Begonnen hat das Forschungsvorhaben mit der offenen Frage *Wer Dient Deutschland?*². Nur wenige Monate nach der Implementierung des Freiwilligen Wehrdienstes, nämlich im Oktober 2011, entstand eine erste Skizze für das Forschungsvorhaben. Explorativ und der *Grounded Theory* folgend (dazu ausführlich in Kapitel 4), begann die Feldforschung nur ein Jahr nach Einführung des FWD. Erst im Laufe der Untersuchung kristallisierte sich heraus, welche Vergleichsdimensionen dem Forschungsgegenstand angemessen sind. Letztendlich war es das Prinzip der Freiwilligkeit, das sich im Gang der Untersuchung als *das* entscheidende und neue Element des FWD erwies. Denn gerade der Anspruch der Freiwillig Wehrdienstleistenden (FWDL) an ihren Dienst, an diese freiwillig aufgenommene Tätigkeit, die weder einer klassischen Erwerbsarbeit noch einer Pflicht entspricht, ist in einigen Aspekten durchaus mit zivilen Freiwilligendiensten vergleichbar, was ich zu Beginn der Forschung noch bezweifelte.

Ich wagte als Forscherin das Experiment, mich als *Outsider* in das Forschungsfeld Bundeswehr zu begeben und einen sich wandelnden, neuen Dienst, den Freiwilligen Wehrdienst, zu untersuchen. Dabei begriff ich mich als Vertreterin eines gesellschaftlichen Milieus, das der Organisation Bundeswehr distanziert begegnet, ohne Berührungspunkte im Alltag, ohne Identifikationsmomente über Freunde, Familie oder eigene Zugehörigkeit zu haben. Ein *Insider*-Blick beziehungsweise *Insider*-Wissen fehlten. Mein Bild der Streitkräfte speiste sich zunächst aus Medienberichten und Selbstdarstellungen der Armee, also aus einem öffentlich vermittelten Bild. Das Nicht-Dazugehören wurde insbesondere während der Feldforschung deutlich, etwa bei jedem Besuch einer Kaserne, zu denen ich nur durch ein offizielles Dokument des Bundesministeriums der Verteidigung (BMVg) Zutritt bekam; durch meine zivile Kleidung, mit der ich unter den Uniformierten deutlich herausstach; mein Unvermögen, Dienstgrade an ihren Abzeichen zu unterscheiden; die Unsicherheit, wie ich mich in dieser Welt bewegen dürfte oder sollte. Eine mir nicht geläufige *Insider*-Sprache aus Abkürzungen für Funktionen, Verwendungen und Ausbildungseinheiten galt es, zu dechiffrieren. Nicht nur die Sprache, sondern auch Rituale und Zeremonien, die

2 Diese Frage ist dem Leitmotiv „Wir. Dienen. Deutschland“ entlehnt, das Kern der aktuellen Werbekampagne zum (neuen) Selbstverständnis der Bundeswehr ist. Mit dieser Kampagne wird seit 2011 über Plakate, in Print- und Onlinemedien ziviles und militärisches Personal für alle Laufbahnen der Streitkräfte angeworben (Projektteam WDD 2013).

mir nicht vertraut waren, musste ich erschließen und deuten. So zum Beispiel im Januar 2013 bei den Gebirgsjägern in Süddeutschland. Nach acht Gesprächen mit Freiwillig Wehrdienstleistenden eilte ich müde und den Kopf voller Eindrücke über den Kasernenhof zurück Richtung Parkplatz. Es war bereits dunkel und eisigkalt. Plötzlich stoppte mich ein „Halt. Stehenbleiben.“ Verwundert schaute ich auf: Vor mir wurde gerade die Flagge eingeholt, ein allabendliches Ritual in einer jeden Kaserne: Die Flaggenparade, bei der die Bundesdienstfahne morgens gehisst und zu Dienstschluss wieder eingeholt wird; die Gepflogenheit verlangt es – auch von mir als Besucherin – während dieser Zeremonie stehenzubleiben. Geregelt wird dies übrigens detailreich in der Zentralen Dienstvorschrift 10/8 (Militärische Formen und Feiern). Das Dokument ist allerdings nur für den internen Dienstgebrauch bestimmt, *Outsidern* also nicht zugänglich. Nach der Parade entschuldigte und erklärte ich mich bei den Wachsoldaten und erlebte das, was ich während meiner Feldforschung so oft erfahren durfte: Offenheit; Verständnis für mein Unwissen; Geduld, mir diese fremde Welt zu erklären; gepaart mit leichtem Erstaunen und einer gewissen Dankbarkeit für mein Interesse an der Organisation Bundeswehr.

Diese Konfrontation mit dem Fremden, auch Befremdlichen, zog sich durch die gesamte Feldforschung. Mit voller Wucht traf mich dieses Gefühl der Befremdung beim feierlichen Gelöbnis am 20. Juli 2012 vor dem Bendlerblock in Berlin. Zunächst war ich sehr erstaunt über die Interpretation des Begriffs der Öffentlichkeit. Zwar wurde das Gelöbnis im Fernsehen live übertragen, dafür war der Zugang ausschließlich geladenen Gästen möglich und Zaungäste nicht erwünscht. Das Areal rund um den Bendlerblock war weiträumig abgesperrt, auf den umliegenden Hausdächern wurden Scharfschützen positioniert. Damit hatte ich nicht gerechnet. Eine zweite Beobachtung während des Gelöbnisses traf mich noch unvorbereiteter und auf einer deutlich emotionaleren Ebene. Erwartungsgemäß fielen während der Zeremonie einige Soldaten in Ohnmacht. Die umgefallenen Soldaten wurden schnell und fast unbemerkt nach hinten weggetragen, die dahinterstehenden rückten auf, ohne merkbare Reaktion, so dass die Formation wieder tadellos erschien. Diese Ersetzbarkeit, das Umfallen der Soldaten – ausgerechnet in der Blickachse des Ehrenmals der gefallen Soldaten – führte mir mit einer Drastik vor Augen, was diesen Beruf ausmacht: Das Abstreifen der eigenen Identität und Individualität und das Fallen, das in letzter Konsequenz zum Job gehört.

Dieses Erlebnis steht sinnbildlich für viele meiner Wahrnehmungen während des gesamten Forschungsprozesses. Die ständige Konfrontation mit dem Unerwarteten und Fremden war zugleich maßgeblich Motivation für meine Dissertation: Warum interessiert sich eigentlich kaum jemand für die Bundeswehr? Warum wissen wir so wenig darüber, was die Mitglieder dieser Organisation antreibt,

was sie denken, wie sie ihren Job wahrnehmen? Daher wollte ich nicht *über* die Bundeswehr schreiben, indem ich Politikprozesse, normative Leitlinien oder Experteninterviews analysierte, sondern direkt *mit* den Soldaten interagieren, die diese Organisation ausmachen und prägen, oft aber von Forschern, Experten oder in gesellschaftlichen Diskursen nicht mehr als Individuen wahrgenommen werden.

In diesem Sinne soll meine Arbeit nicht nur einen Beitrag zur militärsoziologischen Forschung liefern. Ich sehe sie zugleich als einen kleinen Baustein gelebter zivil-militärischer Beziehungen und als Versuch, *out of the box* zu denken, um im vermeintlich Unvereinbaren Parallelen aufzuweisen und so Grenzen zwischen Disziplinen sowie Politikfeldern zu überwinden. Nicht zuletzt bemühe ich mich in der Darstellung meiner Forschung darum, dass sie verständlich und greifbar bleibt. Sie soll nicht nur von einer eingeschworenen Gemeinde von Militärsoziologen rezipiert werden, sondern Anstöße für die Praxis, Impulse für eine gesellschaftliche Debatte und Ideen für veränderte Blickwinkel skizzieren.

Dies ist auch ein Grund, warum ich mich nach der Disputation der Doktorarbeit gegen eine umfängliche und zeitintensive Überarbeitung entschieden habe: Die Ergebnisse sollten möglichst zeitnah in den wissenschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Diskurs Eingang finden. Thematische Vertiefungen, weiterführende theoretische Rückbezüge sowie das Reflektieren aktueller Entwicklungen wie die kürzlich verabschiedete Attraktivitätsagenda der Bundeswehr werde ich in anderen Publikationsformaten zielgruppengerecht vornehmen.

Daher verstehe ich diese Publikation als Grundlage für einen noch lange nicht abgeschlossenen Diskurs und wünsche mir, dass dieses Buch in diesem Sinne gelesen und verstanden wird.

Der Freiwillige Wehrdienst in der Bundeswehr

Ein Beitrag zur kritischen Militärsoziologie

Haß, R.

2016, XVIII, 189 S. 12 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-11297-4